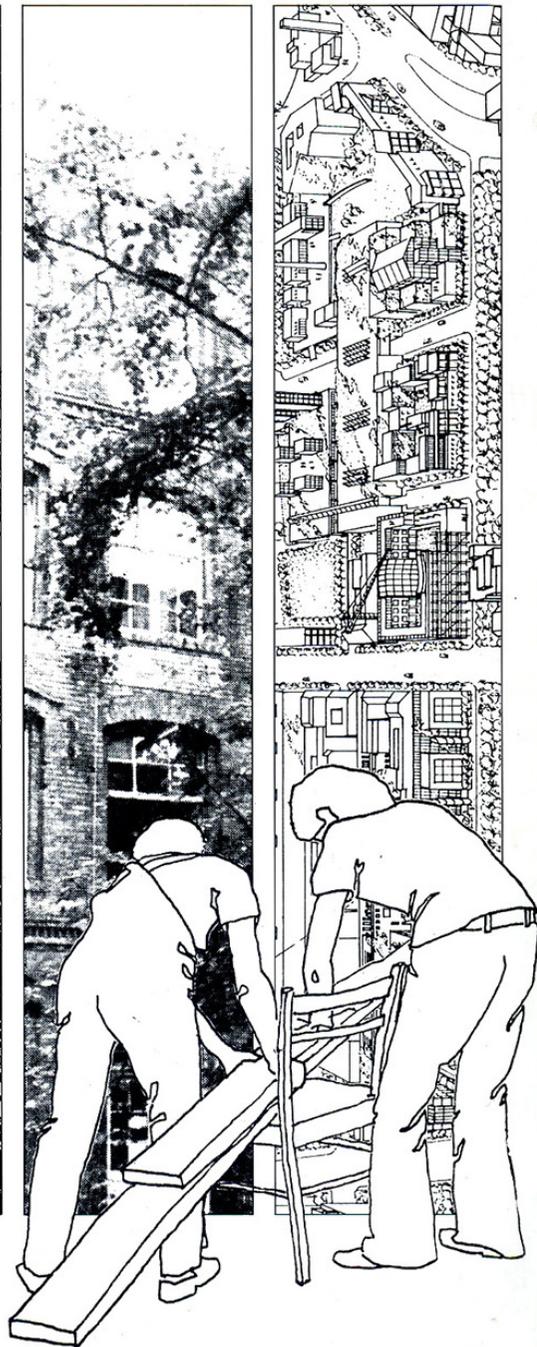


LOFT-CITY-PROJECT



ISSN 0005-6855

Bauwelt

1 D 1561 C

19

17. Mai 1985
76. Jahrgang

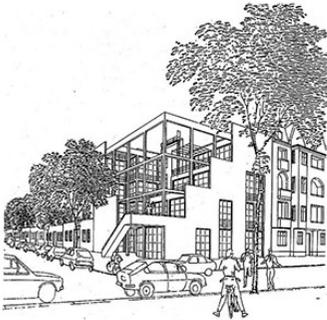


Neue Lofts

Günther Fischer
Ludwig Fromm

Neue Lofts

Wohnungsbau der Nachkriegszeit in Deutschland ist eine Geschichte der Sackgassen. Es ist ziemlich viel probiert worden in den letzten dreißig Jahren. Doch weder funktionelles Planen für privates und öffentliches Leben noch der einseitige Blick auf ästhetische Reservate konnten hinreichende Antworten auf die vielfältigen Probleme



des Wohnens geben, und mit der Ablösung der jeweiligen „Periode“ verschwanden auch deren positive Denkansätze. Für uns heute ist das aber auch eine Chance, aus den liegengelassenen Problemen zu lernen. Solche Überlegungen waren der Anlaß, mit dem Loft-City-Projekt am Fachbereich 8 der TU Berlin vor zwei Jahren einen neuen Anlauf zu wagen. Er wäre allerdings nicht denkbar gewesen ohne ein konkretes Vorbild, jenen Bautyp also, der auch Thema dieses Heftes ist

„Loft“ ist das amerikanische Wort für mehrgeschossige, parzellierte Fabrikationsgebäude, Lagerhallen und Werkstätten; gleichzeitig bezeichnet es eine bestimmte neue Wohnform, die sich aus der Umnutzung dieser Gebäude entwickelt hat. Solche baulichen Strukturen, alle etwa gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden, gibt es nicht nur in Amerika, sondern auch in europäischen Großstädten, zum Beispiel als Fabriketagen.

So ist auch der Umnutzungsprozeß dieser Bauten kein New Yorker oder Berliner Phänomen, sondern ein allgemeiner Prozeß, der auf einer neuen Einschätzung des Wertes solcher Bausstrukturen beruht.

Nach 15 Jahren Loft-„Bewegung“ hat sich das Wohnen in Fabriketagen allerdings zu einer Art Insider-Mode entwickelt. Wir betonen hier, daß „schickes Wohnen“ nicht unser Thema ist. Im Gegenteil; es geht um ein Modell für den „normalen“ Geschobwohnungsbau, das zwei Ausgangspunkte hat: die faszinierenden Möglichkeiten der Lofts und die desolante Realität des aktuellen Wohnungsbaus.

Funktionalismus und Postmoderne

So notwendig eine Überwindung des Funktionalismus war und ist, so wenig scheint dies auf der rein formalen Ebene möglich zu sein. Offensichtlich endet dieser Versuch in einem sich immer schneller drehenden Karussell von Moden: immer schneller, weil es leer läuft, unbeschwert von den

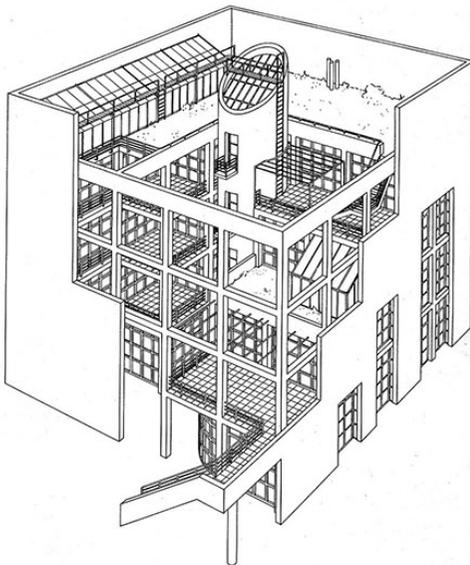
realen Problemen. Die wirkliche Auseinandersetzung mit dem Funktionalismus steht noch aus. Er läßt sich nur ablösen, wenn man seinen inhaltlichen Kern in Frage stellt: die Zerlegung und Zerstückelung menschlicher Lebensäußerungen und Bedürfnisse in Einzelfunktionen. Dies geschieht auf der individuellen Ebene des Wohnens: Küche = Kochen; Wohnzimmer = Wohnen (was heißt das eigentlich?), Schlafzimmer = Schlafen; Erschließung = Transport – und auf der des städtischen Lebens: Wohn- und Vergnügungs-, Dienstleistungs- und Verwaltungsgewässern in der Innenstadt, dazwischen gibt es Verkehr.

Zerlegung und anschließende Optimierung von Einzelfunktionen, auch wenn das Ganze dabei zu Bruch geht, das ist der inhaltliche Kern der funktionalistischen Architektur – nicht angelegt von den geistigen Vätern, aber pervertiert in den Jahren der Praxis.

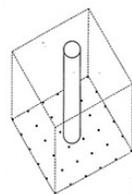
Überwindung des Funktionalismus

Überwindung des Funktionalismus heißt deshalb zunächst einmal: Abkehr von der Funktionalisierung und Zerlegung menschlicher Lebensäußerungen in Teilfunktionen und deren direkter Umsetzung in starre bauliche Strukturen.

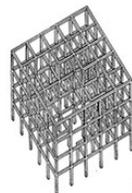
Man kann gewiß einen Stuhl als Sitzmaschine konzipieren, aber es ist fraglich, ob man ein Haus als Wohnmaschine entwerfen sollte. Vielleicht ist das nur eine Frage des Maßstabes: Ein Stuhl läßt sich wegstellen, wenn sich die Anforderungen an seine Funk-



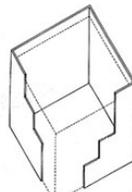
Struktureller Ansatz:
Die Elemente eines Gebäudes werden untereinander neu geordnet – nicht nach herstellungstechnischen Gesichtspunkten, sondern gemäß ihrer Nutzungsstruktur:
1. Erschließung, 2. Offenes Raumangebot, 3. Hülle



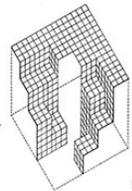
Kern



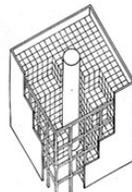
Skelett



Hülle 1



Hülle 2



Die partielle Autonomie dieser Elemente ist die Voraussetzung für unterschiedliche und wechselnde Funktionen sowie für unterschiedliche räumliche Kombinationen und Konzeptionen

tion, seine Bequemlichkeit usw. ändern – ein modernes Haus muß heute schon weggesprengt werden, wenn es aufgrund seiner spezialisierten und festbetonierten Grundrisse unbrauchbar, unbenutzbar geworden ist.

Zu starke Spezialisierung ist im übrigen immer eine entwicklungsgeschichtliche Sackgasse. So sehen wir heute, daß über hundert Jahre alte Häuser auf dem Wohnungsmarkt unkämpft sind, während Neubauwohnungen leerstehen.

Funktionalisierung und Spezialisierung bringen aber noch weitere Probleme: Sie setzen voraus, daß der Architekt sich der von ihm optimierten Funktionen sicher ist, daß er genau weiß, was ein guter Grundriß ist. Oft genug reproduziert er jedoch nur seine eigenen Mittelschicht-Schemata. Und außerdem: Wann – und für wen – ist ein Grundriß „gut“? Wohn- und Lebensformen ändern sich, gerade heute. Selbst wenn es gelänge, Wohnbedürfnisse zu homogenisieren (was wir nicht wünschen), so sähen diese wahrscheinlich sehr bald schon wieder ganz anders aus. Wer wollte darauf mit einem Abriß von Häusern antworten?

Aus all dem folgt mit relativer Eindeutigkeit: Überwindung der funktionalistischen Architektur bedeutet:

- die Rückkehr zu offeneren baulichen Strukturen;
- das Nicht-mehr-determiniert-Sein des gesamten Hauses und der Architektur durch eine unveränderliche Funktion;
- die Aufhebung der starren Grundrisschemata des sozialen Wohnungsbau, die im übrigen durch die letzten dreißig Jahre ähnlich „ausgeleiert“ sind wie die Fassadenübungen am Ausgang des 19. Jahrhunderts;
- die Aufhebung der starren Verbindung zwischen Grundriß und Fassade, die nur eine spezielle Nutzung zuläßt;
- die Auflösung der starren Verbindung zwischen der Erschließung und der Größe der räumlichen Einheiten;
- die Auflösung schließlich der starren Fixierung der Nutzung eines Hauses auf das „reine“ Wohnen überhaupt.

Nach-funktionalistische, „moderne“ Häuser müssen für unterschiedliche Lebensformen offen sein, sie müssen veränderbar und unnutzbar sein.

Wohnen und Arbeiten

Wir wissen kaum, wie unsere Arbeitsplätze im Jahre 2000, also in 15 Jahren, aussehen werden. Wenn sich Arbeit als sinnvolle und nützliche Lebensäußerung immer mehr ablöst von „bezahlter“ Arbeit, die zum Privileg wird; wenn soziales Überleben da-

von abhängt, ob wir neue Formen der Verteilung und Bewertung von Arbeit finden; wenn Roboter Kräfte freisetzen für eine Unzahl produktiver „Arbeit“ im zwischenmenschlichen Bereich, in neuen „kleinen Netzen“, die nur nicht direkt von Kosten-Nutzen-Rechnungen zu erfassen sind, dann werden Wohnungen, die immer noch unter den Maximen einer streng funktionalistischen Wohn-Ideologie errichtet werden, schlichtweg *dis*-funktional, unbrauchbar und wertlos – und der ganze Begriff vom reinen „Wohnen“ sinnlos.

Gebraucht werden offene Strukturen für die ganze Vielfalt und Komplexität der Lebensäußerungen.

Der 70er-Jahre-Ansatz

Das ist nicht einfach zu realisieren. Die hier skizzierten Gedanken haben schon die Diskussion der 70er Jahre – Industrialisierung des Bauwesens, Grundrißflexibilität, SAR-System, Integra-Wettbewerb usw. – begleitet.

Doch diese Ansätze sind bekanntlich gescheitert. Es ist also nach den Gründen für dieses Scheitern zu fragen. Wir meinen:

1. Die funktionalistische Denkweise war keineswegs überwunden, sie wurde nur auf ein neues Thema angewandt. War bis dato das Vorbild der Architekten die starre, optimierte Wohnmaschine der 20er Jahre (trotz fließenden Raumes), so wurde es jetzt die Flexibilitätsmaschine. Jeder kennt die hypertrophen, komplizierten, optimierten Gesamtsysteme à la Metastadt u. ä., die alle erdenklichen Formen der Umnutzung, Variabilität, Kombinierbarkeit, Austauschbarkeit und Flexibilität erfüllen sollten. (In Wulfen wird zur Zeit der Abriß vorbereitet.) Enttäuschung zeigte sich, wenn die Bewohner solche Maschinen nicht bedienen konnten oder wollten.

2. Auch der Städtebau der 70er Jahre blieb im Kern funktionalistisch. An den Stadträndern entstanden weiterhin öde Mammut-siedlungen; an die Stelle konventioneller Baumethoden traten Großtafel-Bauweisen. Die Verknüpfung rationalisierten Bauens mit städtebaulichen Megastrukturen führte zu einem ideologischen Teufelskreis, der in beiden Richtungen funktionierte: Der Bau von Großsiedlungen läßt sich hervorragend rationalisieren. – Um rationalisieren zu können, wird die große Serie gebraucht.

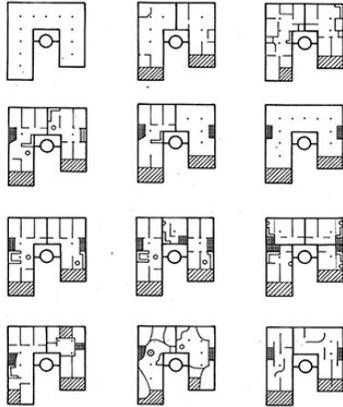
Technologie-Fetischismus auf der einen, verfehlter funktionalistischer Städtebau auf der anderen Seite – das sind die Gründe für das Scheitern der 70er Jahre. beides hat wenig mit der Forderung nach offenen baulichen Strukturen zu tun.

Das Vorbild der Fabriketage

Erst an dieser Stelle kommt das Loft oder die Fabriketage ins Spiel. Denn genau zu der Zeit, als Architekten sich den Kopf zerbrachen über industrielle, offene und flexible Bauweisen, über ausgeklügelte Baukastensysteme auf der einen und aufwendige, langwierige Mitbestimmungsmodelle für die Bewohner auf der anderen Seite, wurden in Berlin ebenso wie in anderen Städten die ersten leerstehenden Fabrikgebäude und Lofts bezogen und zu Wohnzwecken umgewandelt. Und sie funktionierten. Ohne komplizierte Systemtechnik und Flexibilitätmechanismen: eine simple, rationelle, robuste Primärkonstruktion, vollkommen unspektakulär und trotzdem vollständig ausreichend für unsere Vorstellung von Nutzungs Offenheit und freiem Grundriß. Ebenso wichtig: der Maßstab! Das Fabrikgebäude im Hinterhof, die offene Struktur im Maßstab eines Wohnhauses. Keine Megastruktur, kein Habitat, keine endlos gestapelten Betonschichten. Das war es, was uns faszinierte: ein existierender Bau-Typus, der alle Forderungen der 70er Jahre nach offenen baulichen Strukturen erfüllte, ohne komplizierte und aufwendige Technik, ohne städtebaulichen Größenwahn. Ein integrierter Stadtbaustein!

Fabriketagen bieten demnach Lösungsansätze für folgende Bereiche:

- Offenheit für *verschiedene Wohnformen*, Möglichkeiten des Experimentierens mit neuen Konzepten des Zusammenlebens; aber auch kein Festschreiben sogenannter progressiver Konzepte.
- Unterschiedliche *Höhe des Ausbaustandards*, je nach Konzept, Geld, Zeit, Selbstbaumöglichkeiten und -fähigkeiten.
- Fließende Übergänge zwischen *Wohnen und Arbeiten*, Umnutzungsmöglichkeiten sowohl innerhalb der Wohnung als auch im gesamten Gebäude.
- Dies alles auf der Basis einer viel einfacheren *Primär-Struktur* als es die hochkomplizierte Fertigteil-Bausysteme der 70er Jahre waren.
- Modell also für die *Grenze zwischen vorbestimmten Rohbau und selbstbestimmtem Ausbau*; keine leere Skelett-Struktur; die gesamte Tertiär-Struktur (Wasser, Heizung, Elektrizität), aber auch Fußboden, komplette Fassade und Dach gehören zu den architektonisch definierten Vorleistungen.
- Modell damit für einen sinnvollen Bereich der *Mitbestimmung*, Selbstbestimmung und Aneignung der Wohnung durch die Benutzer.
- Ansatzpunkt für den *städtebaulichen Maßstab*, keine maßstabsprengenden Megastrukturen.



Wohnen als Prozeß:
Bestimmen der Wohnqualität nach den momentanen Bedürfnissen

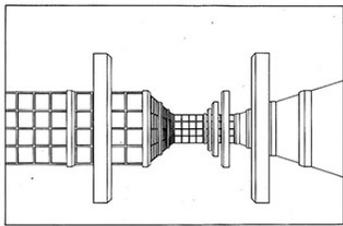
Wohnen und Arbeiten:
Die Möglichkeit des Nebeneinanders und der Austauschbarkeit von Wohn- und Arbeitsräumen

Der soziale Wohnungsbau im Loft:
Wohnungen nach der WBK-„Norm“

Freie Grundrißgestaltung:
Raum für individuelle Lebensformen

Funktionaler Ansatz: Grundrisse.
Die Fertigstellung des Gebäudes – unabhängig von der inneren Raum- und Nutzungsstruktur – ermöglicht folgende Modelle:

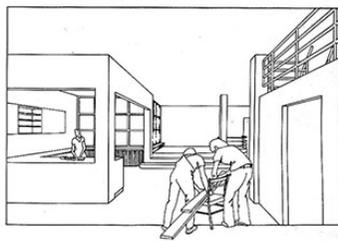
- 1. Der Ausbau wird – in Leichtbauweise – nach konventionellen Wohnvorstellungen fertiggestellt;**
die Wohnungen werden vermietet.
Vorteil: Das Gebäude kann nach 10, 20, 50 Jahren durch relativ geringfügige Umbauten an veränderte Wohnformen oder andere Nutzungen angepaßt werden.
- 2. Mitbestimmungsmodell:**
Der Mieter wird bereits nach Herstellung der leeren Fläche in den Planungsprozeß einbezogen; er kann also, durch den Architekten beraten, seine Wohnform innerhalb der geltenden Normen und Standards des sozialen Wohnungsbaus mitbestimmen, ohne höhere Miete zu zahlen.



Räumlicher Ansatz:
Individuelle Raumkonzeptionen sowie Umnutzungen sind bei Raumhöhen von 2,50 m nicht möglich. Die vorgeschlagene Geschosshöhe von 3,50 m ist ein Kompromiß zwischen Wirtschaftlichkeit und Raumangebot.

- 3. Selbstbaumodell:**
Es wird eine Grundmiete pro m² freier Fläche festgesetzt, die den fehlenden Ausbauteil berücksichtigt.
Wir schätzen diesen Anteil auf insgesamt ca. 25% (Kosteneinsparungen durch Rationalisierung der Tragstruktur nicht eingerechnet).
Die künftigen Bewohner mieten nur die freie Fläche und nehmen Ein- und Umbauten auf eigene Kosten vor. Kündigungsschutz muß gewährleistet sein.
Vorteile: Niedrigere Miete, freie Verfügbarkeit, freie Wahl von Standard und Wohnform, Veränderbarkeit.
Nachteil: Keine Kostenerstattung bei Wohnungswechsel, es sei denn durch Abstandszahlungen des Nachmieters.

- 4. Eigentümermodell**
Eine Eigentümer-Gemeinschaft erwirbt die freie Fläche durch Kauf oder Mietkauf und baut diese nach eigenen Grundriß- und Standardvorstellungen aus: das Einfamilienhaus auf der Etage.



Vollständig nutzbare 2. Ebenen sind nicht möglich, es sei denn im Kinder- oder Spielbereich, dafür aber Podeste, Hochbetten, Galerien, Abhängungen usw. ... Die Pfeiler werden nicht als Hindernisse verstanden, sondern als Ansatzpunkte für Raumgestaltung

Lähmende Freiheit?

Wir hören die Gegenargumente, ebenfalls aus den 70er Jahren: Niemand will in ein „halbfertiges“ Gebäude ziehen, zum Ausbau fehlen Zeit, Geld, handwerkliche Fähigkeiten und Phantasie. Aber mit offener baulicher Struktur ist eben keine leere Kiste gemeint, sondern zunächst einmal nur eine saubere Trennung zwischen der Herstellung der Tragkonstruktion – mit Fassade, Dach, Installationen – und der darauf folgenden Ausbauphase. Diese kann ganz konventionell zu Ende geführt werden, so daß „normale“ Wohnungen entstehen.

Doch das muß nicht geschehen: Die Bewohner können auch darauf verzichten; sie können *ihren* Maßstab setzen.

Andererseits läßt sich der Ausbau-Standard auch über das Maß des sozialen Wohnungsbaus hinaus anheben. Das Modell erhöht lediglich die Freiheit, aber es zwingt sie nicht auf! Nach-funktionalistische Häuser müssen schlichtweg Häuser sein, in denen vieles möglich ist: normales bürgerliches Wohnen, Experimente mit anderen Wohnformen und Umnutzungen zwischen „reinem“ Wohnen und Arbeiten.

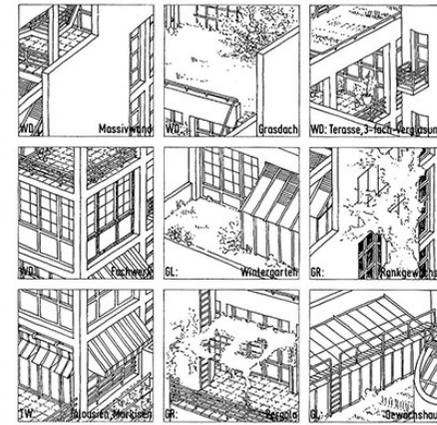
Rolle des Architekten

Ändern würde sich allerdings die Rolle des Architekten: Er würde nicht länger seine Vorstellungen Bewohnern aufzwingen, die er nicht kennt und normalerweise auch nie kennenlernen wird; er würde den zukünftigen Bewohner vor dem Einzug beraten und bei Veränderungswünschen zur Verfügung stehen – und seine Kompetenz, die heute im Bewußtsein der Öffentlichkeit nahezu verschwunden ist, wäre sicherlich auf einmal wieder sehr gefragt.

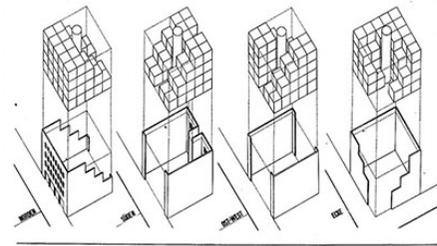
Ökologie

Ein weiterer Faktor – neben dem Vorbild der Fabriketage – hat unsere Überlegungen zu einem neuen Hauskonzept entscheidend beeinflusst: die Ökologie.

Es ist zwar schon Mode geworden, das ökologische Bauen als Schlagwort zu mißbrauchen oder als Ganzes zu belächeln. Was nützen ein paar Sonnenkollektoren auf dem Dach, die außerdem noch unwirtschaftlich sind, angesichts der weltweiten Energieverschwendung. Was nützt der private Gemüsegarten hinter dem Haus, wenn der saure Regen auch ihn nicht verschont. Was also nützen punktuelle und isolierte Maßnahmen auf der Hausebene angesichts länderübergreifender Zerstörungsprozesse. Wir meinen aber, daß eine Eingrenzung des ökologi-



		Fassade	Dach
WD	Wärmedämmhülle	Massivbauweise • Mauerwerk • Lehm Leichtbauweise • Paneel • Fachwerk • Brettschalung Dreifach-Verglasung	Grasdach Hochgedämmtes Warmdach (Terrasse) Kaldach
GL	Glashülle (Pufferzone)	Einfach-Verglasung • Stahl-, Holzprofil	Gewächshaus
GR	Grünhülle	Rankgewächse	Pergolen Laubdächer
TW	Temporärer Wärmeschutz	Jalousien Fensterläden	Markisen Zeltkonstruktionen

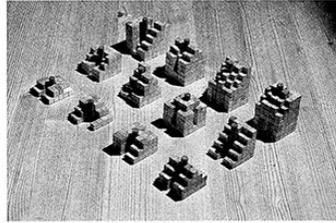


Ökologischer Ansatz I:
Fassade und Dach.
Die Differenzierung von Fassade und Dach in Wärmehülle, Glas-Hülle, Grün-Hülle und Temporär-Hülle, die unterschiedlich kombinierbar und teilweise gegeneinander austauschbar sind, ermöglicht einerseits das flexible Eingehen auf den Tag-Nacht- und Sommer-Winter-Zyklus, die Schaffung von thermischen Pufferzonen und damit Energiegewinnung oder -einsparung; andererseits – ähnlich wie im Grundriß – das Eingehen auf sich verändernde Nutzungen, zum Beispiel die Umwandlung einer Terrasse in einen Wohnraum und umgekehrt. Gerade die Grün-Hülle sollte durch entsprechende bauliche Maßnahmen obligatorisch werden, nicht nur aus ökologischen Gründen

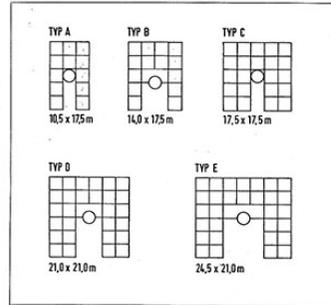
Ökologischer Ansatz II:
Orientierung.
Die partielle Autonomie von Tragstruktur und Hülle ermöglicht das individuelle Eingehen auf Himmelsrichtungen und städtebauliche Situation. Da jedoch das Gebäude nach der Herstellung seine Orientierung nicht mehr verändert, kann ein Teil der Hülle starr ausgebildet werden (Nordseite, Brandwände), dadurch den äußeren Rahmen des Gebäudes definieren und auf die städtebauliche Situation antworten (Straße, Hof, Ecke). Die nach Süden orientierte, innere Hülle folgt dem nach dem Prinzip der „Hängenden Gärten“ gestaffelten Baukörper und bleibt differenzierbar

Baukörper-Typologie

Städtebaulicher Ansatz I: Maßstab, Nutzung. Das städtebauliche Prinzip des Lofts lautet: eine Erschließungseinheit = ein Haus. Innerhalb dieses Modells ergeben sich für die Größenordnung eine Vielzahl von Variationsmöglichkeiten. Trotzdem verhindert das Prinzip die unkontrollierte Ausdehnung eines Gebäudes hin zu unüberschaubaren Strukturen und Konglomeraten. Lofts müssen Identität vermitteln, weil die Anzahl der Menschen, die dort wohnen, unüberschaubar ist, und sie müssen Identität besitzen, weil sie als einzelne Einheiten entworfen sind, nicht als anonyme Struktur. Hinzu kommt das Prinzip des integrierten Stadtbausteins: die mögliche Mischstruktur von Wohnen - Arbeiten - Dienstleistungen, horizontal und vertikal. Das hat auch Auswirkungen auf das Verständnis von Stadt: komplex, temporär, veränderbar, lebendig



Städtebaulicher Ansatz II: Integriertes Außenhaus. Haus und Außenhaus gehören zusammen. Das Wohn-Umfeld ist genauso wichtig wie die Wohnung selbst. Im Rahmen des Loft-Modells wird unterschieden zwischen 1. Haus-Gemeinschaftsflächen: Hof und Dach 2. Individuellen Freiflächen auf der Etage. Die Größe dieser Freifläche läßt sich von den Bewohnern steuern, da die inneren Hüllensysteme prinzipiell versetzbar und austauschbar sind



schen Bauens auf Energie- oder Begrünungsfragen zu kurz greift. Wir sehen in der ökologischen Bewegung die gleiche Umkehr des Denksatzes, wie er oben für die bauliche Struktur beschrieben wurde: eine Überwindung funktionalistischer Strategien, nicht bezogen auf die menschliche Behausung, sondern auf den gesamten Umgang mit der Natur. Wie kann man diesen Umgang in den letzten dreißig Jahren anders beschreiben denn als grenzenlose Funktionalisierung der Natur für die Zwecke des Menschen: die Natur als Maschine, aus der das Optimum an Ertrag herausgepreßt wird. Dagegen - letztlich - richtet sich ökologisches Denken.

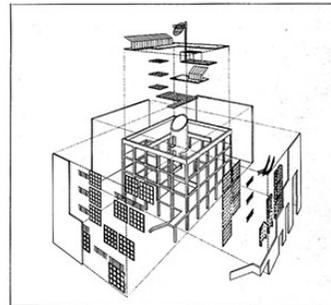
Architektur als Umwelt-Disziplin

Wir können weiterhin nicht die Augen davor verschließen, daß die Architektur in

den letzten dreißig Jahren an dieser Art des Umgehens mit der Umwelt zentral beteiligt gewesen ist:

- daß sie in weiten Bereichen radikale Umwelt-Zerstörung gewesen ist;
- daß auch und gerade in der Architektur sich eine tiefgreifende Störung der Mensch-Umwelt-Beziehung manifestiert hat und täglich neu manifestiert, ein Umkippen des Gleichgewichtes zwischen gebauter Umwelt und Natur ähnlich dem Umkippen unserer Flüsse;
- daß Monotonie, Informationsarmut, Brutalität, Maßstabs- und Gedankenlosigkeit der Architektur und das daraus resultierende visuelle Chaos unserer Städte ebenso wichtige und leider ebenso negative Bestandteile unserer täglichen Umwelt sind wie Luftverschmutzung, fehlendes Grün und Energieprobleme, so daß auf dieser

Technologischer Ansatz: Rationalisierung und Industrialisierung sind unvermeidbar, aber nicht in Form überholter Großtechniken, sondern auf einer mittleren Basis. Deren Grundsätze sind: Zerlegung in Komponenten, Kleinteiligkeit, Variabilität und Vielfältigkeit der Einzelteile bei genormten Anschlußmöglichkeiten, additives Prinzip, Austauschbarkeit, Handhabbarkeit. Das betrifft vor allem die Ausbau- und Hüllensysteme, während im Bereich der reinen Tragstruktur durchaus standardisiert und rationalisiert werden kann. Zum konstruktiven System: Unterzugsloses Stahl-Beton-Skelett-System. Spannweiten: 3,50 m x 3,50 m Achsmaß Geschoßhöhe: 3,50 m Stützenquerschnitte: 25 cm x 25 cm bis 4 Geschosse 30 cm x 30 cm bis 8 Geschosse Deckendicke: 16 cm; Verkehrslast: 5 kN/m² Aussteifung: Brandwände und Erschließungskern. Die geringe Stützweite ermöglicht ein unterzugsloses Deckensystem; so werden Probleme im Ausbaubereich vermieden. Leichte Trennwände, auch Wohnungstrennwände in Leichtbauweise (doppelschalig), lassen sich an jeder beliebigen Stelle errichten

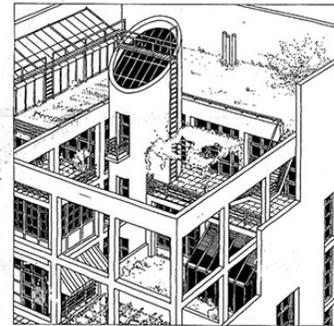


übergeordneten Ebene der Zeitpunkt überfällig ist, Architektur überhaupt neu zu definieren als Umwelt-Disziplin: Ist doch ihre Aufgabe letztlich die Schaffung von „Orten menschlicher Lebenspraxis“ (Lorenzer) - und nicht deren Zerstörung.

Das sollte man nicht aus dem Auge verlieren, auch wenn das, was momentan auf der Haus-Ebene möglich ist, sich nur auf wenige unspektakuläre Maßnahmen beschränkt: sorgfältige Grundrißzonierungen, Anordnung von Pufferzonen, temporäre Wärmeschutzmaßnahmen, Hausbegrünung, Verringerung von Außenwandanteilen durch Vermeidung freistehender Gebäude, sorgfältige Auswahl von Heizungssystemen und Fassadenaufbauten, Beachtung von Wärmerückgewinnungsmöglichkeiten, Vermeidung von energieintensiven Materialien usw. ...

Metapher vom Haus als Kern + Skelett + Hülle

Trotzdem führte uns die Auseinandersetzung mit ökologischen Fragen zwangsläufig zu einer Neuinterpretation von Fassade und Dach als Filter-System zwischen Innen und Außen, als differenzierte Hülle und regulierbare Pufferzone um einen zu schützenden Kern - und weiter zu der Metapher vom Haus als Kern + Skelett + Hülle. Hier ist der Kern der Erschließung gleichzusetzen, das Skelett der offenen Nutzungsstruktur und die Hülle dem steuerbaren Filter-System von Fassade und Dach. Das setzt aktiven Umgang mit den verschiedenen Hüllen (Grün-Hülle, Glas-Hülle, Wärmedämm-Hülle, Temporär-Hülle) voraus, entspricht also eher dem Umgang eines Einfamilienhausbesitzers mit seiner Bausubstanz, aber es scheint mehr und mehr Menschen zu geben, die einen aktiven Umgang mit ihrer direkten Wohn-Umwelt bei weitem der bloßen Konsumtion einer fertigen Ware vorziehen.



Ausblick

Die hier nur ausschnittsweise wiedergegebenen Überlegungen führten schließlich zu den zehn Thesen für ein neues, nachfunktionalistisches Haus - das wir nur aus Gewohnheit und in Ermangelung eines besseren Namens weiterhin „Loft“ nennen - und zu der dokumentierten Konkretisierung.

Es ist dies der Versuch einer vorläufigen Integration aller Ansätze und Bestrebungen, die ja längst vorhanden sind, und von denen wir hoffen, daß sie irgendwann zu einer neuen Form von Architektur zusammenwachsen.

Vielleicht erscheint die Realisierung dieses komplexen Bündels zum gegenwärtigen Zeitpunkt utopisch. Das vorgeschlagene

Konventionelles Haus

Direkte Gleichsetzung von Raum, Funktion und Konstruktion



Spezialisierte, unveränderliche Struktur



Funktionsräume



Minimiertes Transportsystem



Trennung von Fassade und Dach



Sich nach oben abschließen



Monofunktionale Wohngettos



Addiertes Außenhaus



Haus als O-Serie



Mieter als Objekt des Bauprozesses



Neue Lofts

Partielle Autonomie von Raum, Funktion und Konstruktion



Offene, umnutzbare Struktur



Lebensräume



Zentrum des Hauses



Identität von Fassade und Dach = Hülle



Sich nach oben öffnen



Integrierter Stadtbaustein



Integriertes Außenhaus



Komponenten-Bausystem



Mieter als Subjekt des Bauprozesses



Konzept entspricht aber exakt unserer architektonischen Interpretation des allgemeinen Begriffes der „konkreten Utopie“: Lösungsansätze anbieten, die „konkret“ sind, weil sie innerhalb der gegebenen Möglichkeiten liegen - und die „Utopien“ nur deshalb sind, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse sich gegen ihre Realisierung sperren. Hinzu kommt, daß das gesamte Modell von vornherein *prozessorientiert* angelegt ist: Man kann überall und an verschiedenen Stellen gleichzeitig beginnen. So wäre es schon hilfreich, wenn Architekten bei neuen Wohnungen die Statik soweit reflektierten, daß nicht alles festbetoniert wird, also das Primärsystem möglichst einfach und offen bleibt; das würde schon Luft schaffen für die erste Erneuerungsphase in zwanzig Jahren. Es wäre auch

hilfreich, wenn man allmählich wieder lichte Höhen von drei Metern erreichen könnte, um spätere Umnutzungen zu ermöglichen. Ärmere Zeiten als unsere haben sich das geleistet. Weiterhin können Fassaden- und Dachkonstruktionen, die die Grenze zwischen Innen und Außen nach ökologischen Gesichtspunkten differenzieren, unabhängig von allem anderen weiterentwickelt werden, ebenso wie die Ausbau-Elementierung für Selbstbau-Projekte. Dies geschieht ja ohnehin, man beachte die Wachstumsraten der Heimwerkermärkte.

Die Dinge kommen in Bewegung, ganz ohne Zweifel. Und es steht zu erwarten, daß sich auf diesem Wege auch die formalen Probleme eher lösen lassen als durch Stilübungen im luftleeren Raum.